

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

18 (23.4.1837)



Der Flamingo.

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^o 18.

Zehnter Jahrgang.

1837.

Der Flammant.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XVIII.

Wenn der König der Vögel, wie der große Kurfürst von Brandenburg, sich eine Potsdamer Garde errichten wollte, so würde ohne Zweifel kein besserer Flügelmann gefunden werden können, als der hochbeinige Stelzfuß, den unsere heutige Abbildung darstellt. Es ist der Flammant, oder Flamingo. Dieser merkwürdige und schöne Vogel bewohnt die Meeresufer und Sümpfe der wärmern Gegenden und nährt sich von Muscheln, Meerinsekten und Fischlaich, welche Körper er mit seinem langen Halse aufsucht. Der sonderbare Bau seines Schnabels nöthigt ihn dabei zu einer ganz eigenen Bewegung und Stellung. Denn da dieser gegen die Spitze zu stumpf und umgebogen ist, so muß er den Kopf umkehren, so daß der Oberschnabel den Boden berührt, weil er nur mit diesem etwas fassen kann. Die Flamingos leben in großen Truppen, und wenn sie ruhen oder ihre Nahrung aufsuchen, stellen sie Wachen aus, welche sobald sie etwas außerordentliches bemerken, zu schreien anfangen. Dieses Geschrei gleicht dem Ton einer Trompete, und der Wächter der es ausstößt flieht auch sogleich, worauf die andern ihm folgen und hoch in die Lüfte steigen. Wenn sie in Schaaren fliegen, so bilden sie wie die wilden Gänse ein Dreieck, und voran der Spitze fliegt immer ein großer, starker Vogel.

Die Alten kannten nur eine Art von Flamingo's, und bis auf die letzten Jahre hat man auch immer die Arten verwechselt; nun aber ist mit Gewisheit dargethan daß es wenigstens vier Arten gibt. Die Schönste unter denselben

ist der auf unserer Tafel abgebildete Flamingo der Alten. Der ganze Körper, Hals, Rücken, Schwanz, sind bei alten Vögeln, prachtvoll rosenroth; und der Unterleib, der Bauch und die großen Deckfedern der Flügel fast weiß. Die kleinen Deckfedern der Flügel sind lebhaft carminroth und die Schwungfedern schwarz, der Schnabel ist fleischfarben; die Spitze schwarz. Die Beine sind fleischfarben, die Schwimmhaut dunkelrosenroth. Anders ist die Kleidung des jungen Flamingos. In einem simpeln hellgrauen Gewande, verläßt er seine vom Wasser bespülte Wiege. Schon im zweiten Jahre legt er dieses Kleid ab und vertauscht es mit einem weißen, das mit Rosenfarbe schwach überlaufen ist und sich der väterlichen Toga nähert. Prächtig und mit beinahe jährlich steigender Schönheit, treten endlich die Alten in ihrem Frierkleide hervor. Mit schönern Farben schmückte sich nie die Göttin des Morgens, glänzender ist nicht der Purpur der frischblühenden Rose, sagt Cetti in der Naturgeschichte Sardiniens, als des Flamingo's brennendes Gefieder. Dieses rothe Colorit, so wie das Schwarze der Schwungfedern wird mit jedem Jahre lebhafter und brennender und ist im hohen Alter am prächtigsten, eine Eigenschaft die gewiß den Neid mancher unserer Schönen erregt, die sich dem Herbst ihrer Reize nähert.

Nicht bloß unter den Sumpfvögeln sondern in der ganzen Vögelklasse ist der rothe Flammant ein wahrer Gigant. Er übertrifft alle Reiher an Höhe, auch den hochbeinigen Kranich und nimmt zwischen dem asiatischen Kasuar und dem gewaltigen Strauß seine Stufe ein. Seine Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze beträgt vier Fuß vier Zoll, von dem Schnabel bis zur Fußspitze aber sechs Fuß. Bei dieser beträchtlichen Höhe würden ihm seine Flügel, eben so wie dem Strauße, den

Dienst versagen, wenn sein Körper nicht sehr klein und leicht wäre. Durch diese seine geringe Schwere ist er aber im Stande, sich, wie Kraniche und Störche, zu erheben und weite Reisen in die Ferne zu unternehmen.

Das große unermessliche Afrika und der Continent von Südamerika mit seinen vielen Inselgruppen, sind die gewöhnliche Heimath des Flamingos. Hier lebt er an manchen Orten, hauptsächlich an salzigen Gewässern, so häufig und in so großen Schaaren als in Europa die Kraniche und Gänse. Als Strichvogel des Südländes besucht er von hier aus Spanien, die italienischen und südfranzösischen Meeresküsten, streicht zu den anmuthigen Eilanden des mittelländischen Meeres nach Sicilien und Malta über und verweilt vorzüglich gerne in Sardinien. Dort, jedoch blos in dem südlichen Theil der Insel in der Umgebung der Hauptstadt Cagliari kommt er alljährig im September in so großer Menge an, daß zuweilen gegen tausend Stücke an einem großen Teiche gesehen werden können. Im März kehren diese Vögel zurück. Doch bringen auch manche den Sommer hier zu. Selten wagen sie sich weit über den vierzigsten Breitengrad, und man sah es immer als eine außerordentliche Erscheinung an wenn sich diese Vögel an den Küsten des mittäglichen Frankreichs blicken ließen. Wie sehr mochte man daher erstaunen, als sich im Juni des Jahres 1811 einige Flüge Flammants auf deutschen Boden niederließen. Es war an einem heitern Morgen des erwähnten Jahres, als ein großherzogl. badischer Förster unweit des Dorfes Auenheim unterhalb Kehl auf einer diesseitigen Rheininsel eine Abtheilung dieser stielzfüßigen Fremdlinge von elf Stücken erblickte, die ein starkes Kranichgeschrei hören ließen und in kreisförmiger Richtung, wie die Störche, sich in die Höhe schwingend seinem Auge entwandten. Noch am nemlichen Tage ließ sich der ganze Flug von 27 Stücken, der sich früher getrennt hatte, auf eine Kiesbank der Rheininsel bei dem badischen Dorfe Freisfeld nieder, wo einem französischen Förster das Jagdglück so lächelte, daß er sich ganz nah heranschleichen zwei im Sitzen erlegen und drei im Fluge herunterschließen konnte.

Die Erscheinung einer Schaar von Flamingos hat sehr viel Aehnlichkeit mit einer aufgestellten Reihe von Soldaten. Sie haben nemlich die seltsame Gewohnheit, wenn sie nicht fressen, gerade in einer Reihe zu stehen. Ein solches Schauspiel verursachte einst während des Revolutionskrieges auf der Insel Domingo einen allgemeinen Schrecken. Man fürchtete nemlich damals, daß die Engländer auf dieser Insel eine Landung versuchen würden. Ein Neger war als Kundschafter ausgesandt und sah plötzlich in der Richtung nach der See hin einen langen Zug Flamingos an der Küste. Seine lebhafteste Einbil-

dungskraft, ließ ihn nun in den angekommenen Gästen ein Regiment Engländer erblicken weil bekanntlich die Soldaten dieser Nation rothe Röcke tragen. Der arme Kehl erschrad gewaltig, lief durch die Straßen der Stadt und schrie, die Engländer seyen gelandet. Auf diesen Lärm befahl der Kommandant der Garnison sogleich Alarm zu schlagen, verdoppelte die Schildwachen und sandte ein Corps von seiner Mannschaft zur Recognoscirung aus. Diese aber überzeugten sich bald mit Hilfe ihrer Ferngläser, daß der vermeintliche Feind nur eine Schaar Flamingos sey, und das Observationscorps marschirte in die Garnison zurück, indem es sich höchlich über seine blutlose Expedition freute.

Zur Nahrung dienen dem Flamingo die mannigfaltigen Bewohner des nassen Elementes. Er versteht sich wie der Reiher meisterlich auf den Fischfang, und soll auf seinen Kapereien in geschlossener Schlachtordnung die Fische angreifen. Bei schlechter Beute genügt er sich mit Fischrogen, mit Amphibien, Wasserinsekten, mit Würmer hauptsächlich aber mit Wasserconchilien und es scheint daß ihm auch vegetabilische Nahrung behage.

Der Flamingo nistet in einsamen Sümpfen und seichten Morästen seiner Heimath ganz seinem Körperbau gemäß. Seine langen Beine erlauben ihm nicht, sich in einem Neste niederzukauern. Daher erbaut er sich einen oben mit einer Vertiefung versehenen Hügel von 2 Fuß Höhe über das Wasser, in welchem sodann das Weibchen zwei selten mehrere weiße längliche Eier legt. Diese bebrütet dasselbe wie auf einem Stuhle sitzend, während die beide Füße auf den Seiten des Nestes herunterhängen. Die Jungen können spät fliegen, aber schon nach ihrem Hervorkommen aus dem Eie ungemein geschwind laufen.

Von der Jagd und dem Fang dieser schönen Vögel läßt sich wenig mit Zuverlässigkeit sagen. An vielen Orten ihres Aufenthaltes ist das Töden derselben eine Sünde, wie bei uns das Erlegen eines Storches. Höchstwahrscheinlich ist die Bemerkung des Weltumseglers Dampier, daß der Flamingo von Natur ein äußerst scheuer und vorsichtiger Vogel sey, der von dem Jäger nur mit vieler Schlaueit erhascht werden kann. Die Römer machten häufig Jagd auf ihn, da das Gehirn und besonders die Zunge dieses Vogels zu den ausgesuchtesten Leckerbissen gehörte. Der Kaiser Kaligula schätzte das Fleisch der Flamingos höher als selbst das der Fasanen, Pfauen und Perlhühner und erfohr sich diesen Vogel zum Opfertier, als er sich von den Priestern göttlich verehren ließ. Auf den Tafeln der Reichen durfte dieses Gericht nicht fehlen und wir besitzen über seine Zubereitung sogar noch ein Rezept von dem Schlemmer Apicius der für einen

einzigem Fisch 600 Thaler bezahlte und bei einem einzigen Gastmahl 600,000 Thaler zu verprassen wußte.

Obgleich alle Reisebeschreiber das Fleisch dieses Vogels und seine Zunge wohlgeschmeckend fanden, so ist doch der Ruf dieses Leckergerichtes verschwunden. Es gehörte wahrscheinlich ein römischer Gaumen und eine römische Eßlust dazu um dieses so gut zu finden. Cetti, der einem antiken Gastmahle, das in einer modernen Prälatenküche zubereitet wurde einst bewohnte, fand das Gehirn des Flammants nicht schmackhafter als Hindsgehirn und die von Juvenal und Martinal hochgepriesenen Zungen von dem Geschmack unserer einfach zubereiteten Kuchener. Außer dem Fleisch können auch die dunenartigen Federn gebraucht und zu Betten verwendet werden, und die schönen rothen Federn werden von den Indianern und Negern zu allerlei Puz aufgesucht. Aus den Schienbeinen und Schenkelsknochen machen die Sardinier eine Art von Flöte, die unter dem Namen Lionette bekannt sind und einen sehr angenehmen, weichen Ton von sich geben.

So scheu der Flamingo in der Freiheit ist, so läßt er sich doch leicht zähmen und soll dann sehr zutraulich werden; aber lange hält er in der Gefangenschaft selten aus, sondern stirbt bald, wahrscheinlich aus Mangel sichlicher Nahrung.

Der Fischer.

(Beschluß von Seite 80.)

Der schreckliche Augenblick kam immer näher; die Fluthen erreichten schon seine Kniee, aber er stand unerschütterlich, wie sein Glaube an Den, in dessen Hand sein Leben lag. Höher, höher und höher stiegen die Wellen, langsam und stille, aber schrecklicher, als wenn sie wild um ihre Beute getost; bald erreichten sie seine Kenden, und er betete, daß sie nicht höher steigen möchten. Höher, höher und höher stiegen die Wellen, und deckten die Schultern ihm schon; — Hoffnung erstarb in seinem Herzen, und er dachte nicht mehr an sich, aber an die, die ihm so theuer — an sein Weib, an seine Kinder, an seinen Vater — da betete er für sie um des Himmels besten Segen. Immer höher, höher und höher stiegen die Wellen, und er mußte seinen Kopf in die Höhe halten, um noch nicht dem Tode anheim zu fallen; seine Sinne wurden verwirrt, sein Athemzug schwach, seine Glieder steif; er zitterte, und seine Gebete wurden nur leises Gemurmel. Das Blut strömte zum Kopfe; seine Augen starrten, als wollten sie ihre Höhlen verlassen. Er schloß sie mit Gewalt, und dachte zum letzten Male an die Heimath, die bald in tiefen Kummer gestürzt seyn

würde! Schreckliche Bilder umgaukelten ihn — bei jedem Schlage der Wellen schien es ihm, als ob ihn unsichtbare Hände in die Tiefe zögen, und das Geschrei der Seevögel schien ihm der Freuderuf über ihre gewisse Beute. Er wankte, und hatte die Kraft nicht mehr seinen Kopf über den Wellen zu halten; jeden Augenblick sank er in das nasse Grab und währte es sey der Letzte.

Allmächtige Barmherzigkeit! — in demselben Augenblicke, als die Kraft und der Geist eines Mannes ihn verlassen und des Todes Schauder ihn ergriffen hatten, fühlte er, daß die Fluth nicht höher steige. Seine Augen öffneten sich und schloßen sich wieder! Die Wellen schlugen an seinen Mund und die Muschel spielte um seine Lippen — aber sie stiegen nicht höher, das fühlte er — ein tiefer Seufzer hob seine Brust, als er Athem schöpfte. Eine Minute war verschwunden, seitdem das Meer seine Lippen berührte; — dieses war unmöglich, wenn die Fluth noch immer gestiegen wäre. Er öffnete abermals die Augen und murmelte mit leiser Stimme: „Sei gnädig Allgütiger!“ — Die Fluth des Ozeans hatte aufgehört zu steigen; da stand er noch immer regungslos, aber betend und weinend, und denkend an seinen geliebtesten Heerd und hoffend, ihn wieder zu sehen. Die Wellen sanken allmählig und er war fähig seine steifen Glieder auszustrecken und durch Bewegung zu erwärmen. Immer tiefer und tiefer sanken die Fluthen hinab und bald erhob sich der Felsen wie ehemals über die Fläche des Meeres, und der Fischer kniete nieder, verbarg sein Gesicht in seine Hände und lobte und dankte seinem Schöpfer, seinem Erhalter!

„O! es war das wohlbekannte Wellen seines treuen Hundes, welches über die Wellen zu ihm herüberlörnte; in wenig Augenblicken drauf stand er zu seinen Füßen und leckte ihm die blaffen Wangen. Er war gerettet — er war gerettet, denn sein eigener Kahn berührte die Klippe und sein Knabe lag in seinen Armen! Er war an's Ufer getrieben worden, und hatte schnell Männer gefunden, die schnell ruberten, um das Leben seines Vaters zu retten.

„Nun heimwärts! heimwärts!“ rief er aus. Ja, heimwärts, rief der Knabe, und Neptun sprang und bellte laut bei dem willkommenen Rufe.

Des Fischers Familie lag noch immer betend auf dem Hügel, der weit über die Wellen hinaus sah, als plötzlich der alte Vater aufsprang und ausrief: „Wir sind erhört, ich sehe einen Kahn auf den Wellen!“

„Wo? wo?“ riefen sie alle; und er zeigte ihnen den Punkt, der das Boot seyn sollte; aber niemand konnte etwas unterscheiden; in wenigen Augenblicken jedoch sahen alle ein Segel über der Meeresfläche, aber es war doch

unmöglich bis jetzt zu unterscheiden, nach welcher Richtung es lenkte.

(Siehe die Abbildung.)

Nur kurz war die Angst der Ungewißheit; ein Boot nahte sich augenscheinlich dem Ufer, und sie konnten einen Mann in demselben unterscheiden, der mit dem Hute winkte, und bald darauf trug der leichte Wind ihnen das Wellen Reptuns zu. Die Familie eilte an den Strand, und das laute Jauchzen des Fischers wurde beantwortet durch das „Willkomm, willkomm“ seines Vaters und durch das beinahe unhörbare „gelobt sey Gott!“ seines Weibes.

Und nun war alles wieder Freude und Glück in der Hütte, wo so viel Kummer und Angst noch vor Kurzem gewesen war; der Fischer, sein Knabe und sein treuer Hund waren in Sicherheit und die Gefahren des Meeres überstanden; aber er wollte manche Frage nicht beantworten, die man in Betreff seines langen Ausbleibens an ihn richtete. — „Warte, liebes Weib,“ sagte er, „bis wir uns erquickt und umgekleidet haben, und dann sollst Du alles erfahren; aber ehe wir das eine oder das andere thun, laß uns Gott für seine Gnade danken, denn er hat mich aus großer Noth gerettet!“

Nie kann wohl ein aufrichtigeres Dankgebet gegen den Geber alles Guten ausgesprochen worden seyn, als das welches von den Lippen der armen Fischerfamilie floss. Und als der Fischer seine Leiden erzählte, wie inbrünstig wiederholten nicht alle die Worte, die ihnen schon am Morgen so viel Trost gegeben:

„Ohne Furcht kann der seyn, der sein Vertrauen auf Gott setzt!“
A. von Clermont.

Ein Kampf mit einer Schlange.

Auszug eines Briefes aus Kirku, bei Purah, 8. Juli 1836. — Der Brieffsteller war auf der Jagd und hatte sich, um auszuruhen, unter einem Baume niedergelegt, als er plötzlich durch das wüthende Wellen seiner Hunde aufgeweckt wurde. „Als ich mich umwandte,“ sagt er, „sah ich, wie eine Schlange, zur Species der Cobra Capella gehörend, ihren Weg auf einen Punkt zu nahm, der ganz nahe lag; in einem Nu war ich auf den Beinen. Im Augenblick, als die Schlange meine Gegenwart gewahr wurde, wandte sie sich gegen mich mit ausgebreiteter Haube, sprühenden Augen und schön gebogenem Halse; der Kopf erhob sich fast zwei Fuß vom Boden, und schwankte, unzweideutig einen rachsüchtigen Feind andeutend, von einer Seite zur andern. Ich ergriff die nächste Waffe, ein kurzes Bambusrohr, das einer der Schläger

zurückgelassen hatte, und schleuderte es meinem Gegner an den Kopf. Ich hatte das Glück, die Schlange unterhalb des Auges zu treffen. Sie fiel alsbald, und lag wie leblos da. Ohne mich einen Augenblick zu bedenken, ergriff ich sie etwas unterhalb des Kopfes, schleppte sie unter den Baum und setzte mich kastblütig nieder, um ihren Mund der Giftzähne wegen, wovon die Naturforscher so viel sprechen, zu untersuchen. Während ich mich bemühte, den Mund mit einem Stabe zu öffnen, gleitete mir der Kopf fast aus der Hand, und zu meinem äußersten Erstaunen ward ich gewahr, daß ich nun mit einer der tödtlichsten Schlangen in ihrer vollen Kraft und Stärke zu kämpfen hatte. Wirklich war ich in einem Augenblick hievon überzeugt, denn als ich sie fester am Hals packte, wand sich ihr Leib mir um den Nacken und Arm. Wenn der Leser die allgemeine Furcht kennt, die man durch ganz Indien vor der Cobra Capella hegt, und den beinahe augenblicklichen Tod, der unabänderlich ihrem Bisse folgt, so wird er sich einigermaßen meine Gefühle denken können: eine Art eckelerregenden Uebelbefindens durchdrang meinen ganzen Leib, als ich die flebrige Falte des Reptils fester um meinen Nacken sich schlingen fühlte. Immer noch hielt ich sie am Halse, allein länger wäre es mir unmöglich gewesen. Unmittelbar unter dem Griffe meiner Hand machte sich ein Arbeiten und Kriechen der Haut bemerklich, das gerade durch die Festigkeit, womit ich sie hielt, an Kraft zu gewinnen schien — ich hatte Handschuhe an. Da ich trotz meiner Anstrengungen fand, daß meine Hand mit jedem Augenblick näher an mein Gesicht gedrückt ward, so kam ich plötzlich auf den Gedanken, daß wenn ich im Stande wäre, ihren Mund mit einem scharfen Werkzeuge zu durchstechen, dieß vielleicht das Reptil hindern würde, seine Giftzähne zu gebrauchen. Zu meinen Füßen lag mein Gewehr, der Ladstock schien mir hiezu ganz geeignet, und es gelang mir mit einiger Schwierigkeit, ihn, da ich nur eine Hand frei hatte, herauszuziehen. Mein rechter Arm zitterte nun vor allzu großer Anstrengung, und mein Halt verlor allmählig an Kraft, als es mir glücklicherweise gelang, den Stock mitten durch die untere Kinnlade der Schlange hindurch zu stoßen. Nicht ohne beträchtliches Zögern ließ ich die Kehle los, ergriff rasch den Ladstock zu gleicher Zeit mit beiden Händen und machte meinen Nacken dadurch, daß ich sie plötzlich über meinen Kopf schwang, von der Umhalsung frei, die mich beinahe erwürgt hätte. Nun hatte ich keine große Schwierigkeit mehr meinen rechten Arm frei zu machen, und endlich das Reptil von mir weg auf den Boden zu schleudern, wo es sich fort und fort in tausend Krümmungen der Wuth und des Todeskampfes wand und drehte. Nach einem nahen Strome laufen, mir Hals, Hände und Gesicht in seinem kühlenden Wasser waschen — das war das Erste, was ich that, als ich meinen furchtbaren Feind vollends getödtet hatte.

Auslösung des Räthfels in No. 17.

L a d e n.

